

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Die Verfassung als rechtliche Grundordnung des Staates

Man möchte wünschen, daß das Buch des Zürcher Staatsrechtlers *Werner Kägi* von den «Zuständigen» in all jenen Staaten gelesen werde, in denen man sich heute anschickt, dem Volke eine neue Verfassung zu geben. Solches Werk nämlich setzt Besinnung auf die tiefere Bedeutung der Verfassung im Sinne der normativen Grundordnung des Staates voraus. Es wird umso besser glücken, je mehr man sich über die Ursachen der «Verfassungskrise», zu der es in der abendländischen Staatenwelt in neuester Zeit gekommen ist, klar wird, und je mehr man sich vergegenwärtigt, was die Idee des «Verfassungsstaates» bedeutet. Kägis Studien bringen nach beiden Richtungen hin Klärung und Erleuchtung. Sie sind hervorgegangen aus tiefer Besorgnis über den «Abbau des Verfassungsstaates» und zeigen, wie er als Folge einer allgemeinen Krises des Verfassungsgedankens, ja des Gedankens des Normativen überhaupt zu verstehen ist. Sie decken die letzten geistigen Wurzeln dieser allgemeinen Schrumpfung des Normativen auf. Sie rufen aber in Zusammenhang damit auch in Erinnerung, was eine rechtliche Grundordnung des Staates sein muß, wenn sie «Verfassung» im eigentlichen und ursprünglichen Sinne des Wortes sein will *).

In einer Analyse der «Idee der rechtlichen Verfassung» erläutert Kägi, wie Verfassung eine auf Selbstgesetzgebung des Volkes beruhende, die Staatsgewalt beschränkende Ordnung, die mit der Vorstellung des Dauerhaften verknüpft ist, sein will, und bei der Frage nach dem wesentlichen Inhalt dieser rechtlichen Grundordnung postuliert er eine neue «materiale Verfassungstheorie», die auch wieder Gewicht darauf legen sollte, daß es neben den formalen auch materiale Essentialia des Verfassungsbegriffes geben muß. Auf dieser Grundlage zeigt er sodann die destruktiven Tendenzen auf, die sich auf das Formale und das Materiale in gleicher Weise beziehen. In glücklichster Weise verbindet er hier die Betrachtung der tatsächlichen verfassungsrechtlichen Entwicklungen mit der Würdigung der sie zum Teil begünstigenden, zum Teil nur begleitenden staatsrechtlichen Theorien. Sine ira et studio werden die «Verantwortlichkeiten» rein objektiv aufgezeigt. Der Grudenton des Buches aber ist ein tiefes Bedauern. Großes ist im Laufe der letzten Jahrzehnte zerstört worden. Und wenn auch die veränderten «Realien» des Verfassungsliebens heute zum Teil eine inhaltlich andere Normierung des Staatslebens erheischen mögen, so gilt es doch, die Idee der Verfassung in ihrem ursprünglichen Sinne nun wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Hans Nef.

Schriften zum deutschen Problem

Nach den 13 Jahren, in denen das Propagandaministerium die deutsche Sprache schänden durfte, und dem einen Jahr fast vollständigen Verstummens melden sich seit einiger Zeit wieder Stimmen des wahren Deutschland, die das eigene Schicksal zu deuten und im Maße des Möglichen zu bestimmen suchen.

Wieder ist es der Dichter, der das Tiefste zu sagen hat. Nur er konnte die Worte finden, die dem apokalyptischen Ausmaße der Verirrung, der Schuld und des Leidens angemessen sind¹⁾. Rückschau und Anklage haben jedoch nicht das Ziel, die Pein ins Unermeßliche zu steigern, sondern den Weg zu den verschütteten Kräften des Gewissens zu bahnen und der deutschen Jugend das Beste zu geben, was ihr gegeben werden kann: eine Aufgabe und ein Ziel und den Blick für die wahren Werte des menschlichen Lebens. Die Stimme *Wiecherts* ist wohl härter geworden in den verzweiflungsvollen 13 Jahren der Einsamkeit, im Zusammenbruch aller Illusionen. Aber ihre tiefe Menschlichkeit hat sie bewahrt. Seine Worte berühren die offenen

^{*}) Werner Kägi: Die Verfassung als rechtliche Grundordnung des Staates. Untersuchungen über die Entwicklungstendenzen im modernen Verfassungsrecht. Polygraphischer Verlag, Zürich 1945.

¹⁾ F. Wiechert: Rede an die deutsche Jugend. Rascher, Zürich 1945.

Wunden nicht, um sie neu aufzureißen, sondern um sie zu heilen. Heilend wirkt Wiechert jedoch nicht durch ein Rezept, das er etwa vorbrächte, sondern durch seine unbedingte Wahrhaftigkeit, die ihm das Recht gibt, sein Wort auch an die außerdeutsche Welt zu richten. «Und wenn wir alle schuldig sind außer den Märtyrern, doch war es nicht so, wie viele der Sieger glauben: daß ein ganzes Volk ohne Zögern seine Hand zum Morden hingegeben hat. Doch wissen wir, daß Tausende sich abgewendet haben von den Dämonen und daß es langsam Hunderttausende und Millionen wurden. Daß die Wurzel der Gerechtigkeit in Millionen Herzen nicht verdorrt war». Es ist tröstlich zu erfahren, daß das deutsche Volk, auch wenn es sonst alles verloren hat, doch noch eines besitzt: eine Stimme, die dafür zeugt, daß das Beste seines Wesens sich im Kerne bewahrt hat.

Die Schrift *Nawiaskys* erhebt den Fragenkomplex Nationalsozialismus und Deutschland in die Sphäre, aus der allein eine Gesundung unserer Welt kommen kann: in die der Vernunft und der leidenschaftslosen, verantwortungsvollen Erkenntnis. Ihr Ziel ist, durch wissenschaftliche Feststellung der Wirklichkeit Möglichkeiten und Wege der Befriedung Deutschlands aufzuweisen²⁾. Föderalistische Gestaltung Deutschlands, Errichtung einer wahren — nicht bloß formellen — Demokratie, Überwindung des Machtstrebens erweisen sich erneut als verschiedene Seiten ein und desselben Problems, das aber nicht gelöst werden kann ohne Voraussetzungen, welche vom Willen der Sieger abhängen. Insofern wendet sich die Schrift nicht nur an Deutsche, sondern ebenso sehr an die alliierten Machthaber. Unbedingt muß man der scharfen, auf objektive Tatbestände gestützten Trennung zwischen preußischem Geist und Nationalsozialismus zustimmen, ebenso der Forderung, daß die differenzierte Wirklichkeit auch mit differenzierten Methoden behandelt werde. Zur Ausrottung des Nationalsozialismus müssen moralische Kräfte aufgerufen werden. Ein freiwilliger Verzicht auf Machtpolitik kann jedoch von den Deutschen nur auf intellektuellem Weg erreicht werden, durch die Erkenntnis nämlich, daß ihre Fortsetzung aussichtslos, also auch vom egoistisch-nationalen Standpunkt aus dilettantisch wäre. Wird diese Trennung nicht durchgeführt, dann bedeutet alles «Umerziehen» nichts als eine Komödie der Heuchelei. Denn man kann keinem Volk zumuten, daß es eigene Machtpolitik verdamme, während alle andern fortfahren, die ihrige nicht nur in der Geschichte zu verherrlichen, sondern auch weiterhin zu betreiben. Auch die Frage der «gerechten Bestrafung» erhält in diesem Zusammenhange die richtige Antwort: daß nämlich auf keinen Fall nach dem Grundsatz gehandelt werden darf: fiat justitia, pereat mundus. Darauf hinaus aber liefe eine dauernde Verelendung Deutschlands. Ein Volk, das für den Frieden gewonnen werden soll, muß selbst auch ein Interesse an der Erhaltung dieses Friedens haben.

Von einer andern Seite tritt *Karl Jaspers* an das deutsche Problem heran³⁾. Wenn das gegenwärtig über Deutschland verhängte Schicksal nicht nur sinnlos erduldet werden soll, so bleibt dem Deutschen als freie Tat nur die innere Wandlung in der Bejahung dieses Schicksals. Die Situation ist so, «daß unser eigenes Leben in Not und Abhängigkeit seine Würde nur noch durch Wahrhaftigkeit uns selbst gegenüber haben kann». Diese in der Geschichte einzigartige Situation zwingt zu einer grundsätzlichen und schonungslosen Durchleuchtung der Schuldfrage. Die dornenvolle Aufgabe erfordert außergewöhnliche philosophische Distanz und sicheres menschliches Empfinden. Indem Jaspers sie übernimmt, leistet er als Philosoph einen notwendigen Beitrag zur Erneuerung des deutschen Lebens. — Jaspers unterscheidet vier Arten von Schuld und dementsprechend auch die Instanzen, die im bestimmten Falle berechtigt sind, anzuklagen. Nur eigentliche Verbrechen können vor dem Richter Strafe finden. Politische Schuld bedeutet «zwar Haftung aller Staatsbürger für die Folgen staatlicher Handlungen, nicht aber kriminelle und moralische Schuld». Letztere kann nur das persönliche Gewissen erkennen, und von ihr kann sich nur der Einzelne selbst reinigen, der sie empfindet. Der Inhalt dieser Reinigung kann nicht vorgeschrieben werden, da sie freie Tat des Einzelnen sein muß. Nur auf ihre Notwendigkeit kann hingewiesen werden. Metaphysische Schuld entsteht, wo Unrecht geschieht und nicht verhindert werden kann. Auf dem Wege der Wandlung

²⁾ Hans Nawiasky: Kann das deutsche Volk für Demokratie und Weltfrieden gewonnen werden? Europa-Verlag, Zürich 1946.

³⁾ Karl Jaspers: Die Schuldfrage. Artemis-Verlag, Zürich 1946.

sucht Jaspers eine Haltung, die gleich weit entfernt ist von unfruchtbarem Trotz und würdeloser Selbstanklage. «Strafe und Haftung ... sind anzuerkennen, nicht aber die Forderung von Reue und Wiedergeburt, die nur von innen kommen können. ... Es kommt darauf an, sich nicht beirren zu lassen in der tatsächlichen Notwendigkeit dieser inneren Umkehrung, wenn sie gleichsam als Leistung von außen fälschlich verlangt wird». Zugleich ist das bewußte Übernehmen der Verantwortung für das allgemeine Geschehen der erste Schritt zu echter politischer Freiheit, die ja vom Verantwortungsgefühl des Einzelnen lebt. — In diesen Unterscheidungen wird, im Gegensatz zu dem biologischen Kollektivdenken, die Polarität der menschlichen Wirklichkeit wieder sichtbar: der Begriff der moralischen Schuld stellt die Selbständigkeit und die sittliche Tat der Reinigung die Würde des Einzelmenschen her; der Begriff der metaphysischen Schuld eröffnet den Blick in eine Solidarität der gesamten Menschheit. Von der Realisierung dieser Solidarität hängt auch das Weiterleben des deutschen Volkes ab. — Gerade wertvollen Schriften gegenüber dürfen auch die Einwände nicht zurückgehalten werden. Jaspers lehnt zwar mit Recht die Kollektivschuld ab, doch vermischt er die Begriffe Schuld, Verantwortlichkeit und Haftbarkeit derart, daß seine Schrift auch als Anerkennung einer deutschen Kollektivschuld und damit als indirekte Rechtfertigung der Siegerpolitik interpretiert werden kann. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, daß oft die Lage der Tatsachen so behandelt wird, wie wenn sie als solche schon rechtlichen Charakter hätte⁴⁾. Im Kapitel «Schuld der andern» vermeidet er das Aussprechen der letzten hier möglichen Konsequenzen, weist dann allerdings die Sieger mit aller Schärfe auf ihre Verantwortung für die Zukunft der Menschheit hin und warnt sie davor, auch ihrerseits durch Verkennung dieser Verantwortung weitere politische Schuld auf sich zu häufen. — Wendet man die Grundsätze der Schrift auf Jaspers selbst an, so muß man sagen: als Ausdruck der persönlichen Gewissensprüfung verdienen seine Ausführungen unsere volle Achtung. Der Verfasser übernimmt aus eigenem Entschlusse nicht nur die Haftung für die Folgen der deutschen Politik, sondern auch die zur Reinigung verpflichtende Schuld⁵⁾. Doch kann nur dem das Recht zuerkannt werden, Jaspers Gedanken über deutsche Schuld als eigene zu äußern, der sich der selben Gewissensprüfung unterzogen hat und der einer ähnlichen allgemeinmenschlichen Solidarität fähig ist. Im Munde jedes andern würden solche Gedanken unwahr. Dies zeigt deutlich die folgende zu besprechende Schrift.

Die Schriften von Wiechert, Nawiasky und Jaspers sollte jeder Mensch mit europäischem Verantwortungsgefühl durcharbeiten. Aber es gehört zu ihrer Lektüre eine Aufmerksamkeit, die keinen Gedanken übersieht, auch nicht dem Leser unangenehme.

Man muß es als eine mutige Tat begrüßen, wenn der Zofinger Verein «Ein schweizerisches Wort an die Jugend Deutschlands und Österreichs» herausgibt und damit einen ersten Schritt tut, um die Schweiz wieder ins Gespräch mit Deutschland zu bringen⁶⁾. Die Schrift stellt sich zur Aufgabe, 1. ein Bild der heutigen Schweiz, 2. Ratschläge zur politischen Neugestaltung der zwei Länder zu geben. Trotz aller Anerkennung des Helferwillens dürfen ihr gewisse Vorwürfe nicht erspart werden. Die Zeit ist zu ernst, als daß guter Wille allein noch genügte. Schon das Bild der Schweiz ist etwas dürfig ausgefallen und oft verzeichnet. Auch scheint die Schrift dem Rezensenten zu jenen zu gehören, die den Wert des menschlichen Wortes selbst untergraben. Mißbrauch des Wortes ist nicht nur Lüge und Propaganda, sondern auch das selbstgefällige Reden in Begriffen, die für das Ohr des Hörenden einen andern Klang haben als für den Sprechenden. Die wiederholte Verwahrung gegen den Vorwurf der Schulmeisterei bestätigt nur das «qui s'excuse s'accuse». So hat es z. B. keinen Sinn — wie auch Nawiasky mit Recht betont — die Demokratie anzupreisen, solange die Realität in Deutschland Diktatur der Be-

⁴⁾ Zu Jaspers Interpretation des Nürnberger Prozesses vgl. Schweizer Monatshefte, November 1946, S. 457—463, besonders Schluß.

⁵⁾ Daß diese Haltung in Deutschland wahrscheinlich schon weiter verbreitet ist, zeigt die in der Schweiz noch nicht erhältliche Schrift von Reinhold Schneider: Erbe im Feuer.

⁶⁾ Ein schweizerisches Wort an die Jugend Deutschlands und Österreichs. Herausgegeben vom Schweizerischen Zofingerverein. Zofingia-Verlag, Zofingen 1946.

satzungsmächte heißtt. Auch ist es nicht das gleiche, ob Wiechert die deutsche Jugend zu einem mutigen Betreten ihres Leidensweges auffordert oder ob ein Schweizer die Deutschen ermahnt, die harten Maßnahmen der Besetzungsbehörden als Notwendigkeit anzuerkennen. Doch soll der Schrift zugute gehalten werden, daß sie eine nach Ansicht des Rezessenten unfruchtbare Aufgabe übernommen hat. Eine Wiedergeburt Deutschlands kann niemals weder durch Befehle noch durch Ratschläge von außen erfolgen, sondern allein durch deutsche Arbeit an den eigenen Problemen, wie sie Nawiasky aufweist. Ratschläge politischer oder psychologischer Art schwelen solange in der Luft, als alle Lebensäußerungen Deutschlands durch den Druck der Besetzung bedingt sind. Anderseits sieht Nawiasky, wie übrigens auch F. Meinecke, in einem intensiven Schaffen auf geistigem Gebiete den Weg, auf dem Deutschland die Achtung der Welt wiedergewinnen kann. Eine föderalistische Ordnung hätte nicht zuletzt den Sinn, diese Arbeit zu fördern, indem sie der Qualität über die Quantität ein Übergewicht verschaffte.

In ähnlicher Richtung wie Nawiasky geht ein Aufsatz in den *apologetischen Blättern*⁷⁾. Auch hier wird die Bedeutung Deutschlands in seinen geistigen Leistungen gesehen. Der Verfasser weist auf die Wirkung deutschen Denkens und Fühlens, auch des nicht katholischen, für die Entfaltung der katholischen Kirche hin. Doch muß gesagt werden, daß, wenn er auch die Lage richtig beurteilt, er doch das Heil Europas in einer Richtung sucht, die den Nicht-Katholiken nicht befriedigen kann.

Wolfgang von Wartburg.

Neue Bücher zur Volkskunde

Der Volkskunde in ihren vielfältigen Zweiggebieten ist bei uns schon bald nach dem Aufkommen der volkstümlichen Zeitschriftenliteratur am Anfang des 19. Jahrhunderts große Aufmerksamkeit geschenkt worden, wenn sie zunächst auch der Landeskunde und -Geschichte noch eng verhaftet blieb. Von den vierziger Jahren an traten dann selbständige Sammlungen unserer Volkspoesie, besonders der Sagen, hervor, wohl angeregt durch die Wirksamkeit der Brüder Grimm. Wenn diese aber früh schon neben ihre Sammelwerke die wissenschaftliche Auswertung derselben gestellt haben, so ließ die entsprechende Entwicklung in der Schweiz noch eine gute Weile auf sich warten. Noch unsern Großvätern lag die Abstraktion (glücklicherweise) nicht. Heute ist das schon anders geworden. Unsere Hochschulen blühen.

Der Humanistenstadt Basel blieb es vorbehalten, die schweizerische Volkskunde zur Wissenschaft zu erheben. Es ist das Verdienst des Basler Germanisten *Eduard Hoffmann-Krayer*, den zerstreuten volkskundlichen Interessen und Bestrebungen in unserm Lande einen gewissen Zusammenhang und eine nationale Einheitlichkeit gegeben zu haben mit der Gründung der *Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* und einer wissenschaftlichen Zeitschrift, des «*Schweizerischen Archivs für Volkskunde*». Diese Tat ist umso höher zu schätzen, als sich in unserm viersprachigen Lande einer zentralisierten folkloristischen Betrachtung bedeutende Hindernisse in den Weg stellen müssen.

In einer Übersicht über volkskundliche Neuerscheinungen gebührt deshalb einer Gedächtnisschrift für Hoffmann-Krayer der erste Platz. Ein Dezennium nach seinem Tode, als die von ihm ins Leben gerufene Gesellschaft ihre 50. Jahresversammlung einberief, erschien ein Band «*Kleine Schriften zur Volkskunde*» von Eduard Hoffmann-Krayer. Mit einem Lebensbild, herausgegeben von *Paul Geiger* (Krebs, Basel 1946). Dieses Lebensbild, von einem Schüler und Mitarbeiter Hoffmanns knapp und sachlich und doch erwärmend gezeichnet, läßt den Gelehrten und den Menschen vor uns erstehen, einen tiefdringenden und tiefehrlichen Forscher, der seiner Forschung in der Stille beträchtliche Opfer gebracht, einen gewissenhaften Lehrer und einen auch für die Kunst, für Musik und Literatur, empfänglichen Idealisten. Das Bild eines echten Schweizers, der «mehr sein als scheinen» wollte. Bezeichnend, wie er als vorsichtiger Wissenschaftler die Aufgabe der Volkskunde und die Begriffsbestimmung «Volk» umreißt. Auf fruchtlose Definitionen und Theorien hat er verzichtet, sich dafür mehr auf das Sammeln verlegt und so den wertvollen Grundstock zu einem

⁷⁾ Apologetische Blätter, Nr. 16, 31. August 1946.

schweizerischen Museum für Volkskunde zusammengetragen. Seine Heimatstadt hat sein Andenken und Forschen geehrt durch die Einrichtung des Instituts für Volkskunde im Augustinerhof, wo die Stiftung Hoffmann-Krayer untergebracht ist. Dem Lebensbild sind acht charakteristische und wesentliche Abhandlungen aus seiner Feder beigegeben. Von der anregenden Vielseitigkeit des Forschers Hoffmann legt das Schriftenverzeichnis am Schlusse des schönen Bandes Zeugnis ab.

Wenn er trotz seiner überragenden Kenntnisse sich nicht dazu verstehen konnte, ein zusammenfassendes Werk herauszugeben, so verdanken wir ein solches nun nachträglich doch seinen weitschichtigen Vorarbeiten. *Richard Weiss*, der erste Dozent für Volkskunde an der Zürcher Hochschule, hat den großen Wurf gewagt, in einem «Grundriß», einem stattlichen Band von 435 Seiten, die wissenschaftliche Kunde vom schweizerischen Volksleben zu einer Gesamtschau zu ordnen¹⁾. Dieses Werk darf ohne Schönrednerei als Krönung der Forscherarbeit Hoffmanns bezeichnet werden. Eine außerordentliche, zielbewußte Belesenheit hat hier zum ersten Mal die schwierige Aufgabe bewältigt, eine lesbare Übersicht zu geben über den vielgestaltigen Stoff, den die Volkskunde unserer vier Sprach- und Kulturgruppen in den verschiedenen Höhenlagen bietet. Nur eine strenge Disposition konnte Ordnung in das Material bringen und den verwirrenden Eindruck journalistisch unterhaltsamer Aufklärung fernhalten. Und obschon Weiss nun ausdrücklich eine Definition der Volkskunde gibt, ist er in seinen wissenschaftlichen Formulierungen nicht weniger vorsichtig und zurückhaltend als Hoffmann. Das zeigt sich zum Beispiel in seinen klugen Ausführungen über die «Volksfrömmigkeit» und mehr noch in den Feststellungen des abschließenden Kapitels «Das Problem des Volkscharakters». Mag das Werk uns alle miteinander in etwelcher Idealisierung vorstellen — das ist unausbleiblich — diese entscheidende Zusammenfassung beweist das Streben nach strengster wissenschaftlicher Objektivität, das in diesem Punkte hoch anzuschlagen ist. Das gediegen ausgestattete Buch mit seinen zahlreichen photographischen Abbildungen wird sich rasch in allen größern Bibliotheken einbürgern.

In den letzten Jahren hat die Märchenforschung eifrige Förderung gefunden. Zwei neue Schriften aus diesem Sondergebiet dürfen allgemeine Beachtung beanspruchen. Sie sind beide in Basel erschienen, an dessen Hochschule der bekannte Märchenforscher Friedrich Ranke einen Lehrstuhl inne hat. In der Reihe der von ihm herausgegebenen «Basler Studien» erschien eine Schrift von *Elisabeth Koechlin* «Wesenszüge des deutschen und des französischen Volksmärchens» (*Schwabe*, Basel 1945). Gerade weil bekanntermaßen «diese primitiven Erzählungen bei allen indogermanischen Völkern dieselben Grundzüge tragen», folgt man gespannt der Verfasserin auf ihren Gedankengängen, wenn sie die völkische Grundhaltung der Urerzähler herauszustellen sich bemüht. Daraus ergeben sich interessante Folgerungen für die Sonderart unserer schweizerischen Märchen. Wer stellt die tessinischen, romanischen und westschweizerischen Märchen den deutschschweizerischen in einer Abhandlung gegenüber?

Die Forderung der modernen Folkloristik, welche die analysierende Milieu- und Seelenforschung der heutigen Literaturgeschichte (also die Entzauberung der Dichtung) auf die Volkspoesie angewendet wissen will, erfüllt die Dissertation von *Leza Uffer*²⁾. Gibt man auch gerne zu, daß den hervorragenden Erzählern des Volkes mehr Beachtung und Achtung als bisher geschenkt werden sollte, so erhebt sich doch die Frage, wie weit solche Individualisierung und psychologische Analyse der Volkserzählung getrieben werden darf. Wenn Ulfer, beispielsweise, einen phantasiebegabten Nacherzähler und gelegentlichen Umformer alter Märchen und Kalendergeschichten als «bewußten Künstler» mit Beethoven in vergleichende Verbindung bringt, geht er in der Glorifizierung des Volkspoeten entschieden zu weit. Lehrreich sind die Mitteilungen über seine Aufnahmen, die Charakterisierung der Erzähler und ihrer Geschichten, die eingehende philologische Untersuchung der

¹⁾ Richard Weiss: Volkskunde der Schweiz. Grundriß. Rentsch, Erlenbach 1946.

²⁾ Leza Uffer: Rätoromanische Märchen und ihre Erzähler. Ein Beitrag zur rätoromanischen Märchenforschung. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 29. Krebs, Basel 1945.

Texte. Die eigene Sammellarbeit und ein umfangreicher gelehrter Apparat heben die verdienstliche Schrift über die Stufe der durchschnittlichen Dissertation hinaus.

Der Märchenforschung dient auch ein Bändchen der Sammlung Klosterberg «Älteste Märchen von Europa». Auswahl und Bearbeitung von Martin Ninck (Schwabe, Basel), eine fesselnde kleine Literaturgeschichte des Märchens in geschickter Anordnung der Einleitungen zu den verschiedenen Kulturzeitaltern und der Texte.

Ausgesprochene Unterhaltungsbücher sind dagegen zwei neue volkstümliche Märchensammlungen. Solche scheinen heute begehrte zu sein, vielleicht als Gelegenheit zur Flucht der Gedanken aus dem Bombenzeitalter. Das eine gab der Verleger Hans Feuz in Bern heraus: «Tier- und Natursagen aus aller Welt». Der Motivkreis ist ergiebig und dankbar, und die mannigfaltige Abwechslung innerhalb desselben wird jung und alt ohne Zweifel anziehen. Die Zeichnungen, nicht just märchengemäß fein, aber von bemerkenswerter Wirklichkeitstreue, führen rasch in die Welt der gewählten Geschichten ein. Dem aufmerksamen Leser und dem Wert gerade dieses Buches wäre mit genauer Herkunftsangabe sehr gedient. Das ausweichende allgemeine «Quellenverzeichnis» am Schluß sagt in dieser Hinsicht nicht viel.

Auch Kunstmärchen müssen immer wieder ihr Publikum finden, obwohl diese Gattung der literarischen Bearbeitung, ja schon der Erfindung die schwierigste Aufgabe stellt. Nicht einmal einem Andersen ist es auf allen Seiten gelungen, den rechten überzeugenden Ton zu treffen. Aber Katharina Waldisberg hat Ideen und weiß die märchenhaften Vorwürfe einen aus dem andern wohl zu entwickeln³⁾. Liebe zur grünen Natur und zur Tierwelt führt ihr die Feder, die ihren sinnigen, sicheren und sauberen Strich hat. Die Zeichnungen sind etwas hart und wollen nicht recht zusammenstimmen mit dem Tonfall der Erzählungen, die mehr als bloße Unterhaltung bieten, die Poesie und Güte ausströmen.

Der Legenden um die Weihnachtsgeschichte haben wir nie zu viele, aber ihre Darstellung erfordert äußerste schriftstellerische Behutsamkeit. Denn das Vorbild der berühmten «Christuslegenden» von Selma Lagerlöf ist überragend. In der einen und andern Geschichte seines Legendenkränzes wiederholt Jakob Streit denn auch ein Motiv der Lagerlöf⁴⁾. Andere Erzählungen sind wenig bekannt (weshalb man brennend gerne um die Quellen wüßte), einige recht hübsch, wie etwa die vom Leuchtkäferchen, doch nicht alle gleich ansprechend. Eigenartig und stimmungsvoll, echt legendär, ist der Buchschmuck von Assalja Turgenjeff, die Ausstattung gediegen.

In diesem Zusammenhang mag auch genannt werden das Buch von Stefan Brunies: «Tiererlebnisse aus dem Engadin» (Burg-Verlag, Basel). Dem etwas zu eng gefaßten Titel zum Trotz ist es als eine kleine Volks- und Heimatkunde des mittleren und untern Engadins anzusprechen, frisch geschrieben in erlebnisgesättigter Sprache. Die Tierfreundlichkeit der Romanen erscheint ungezwungen im besten Lichte, und die Würze volkstümlichen und doch nie derben Engadinerhumors bildet eine willkommene Zugabe. Ausgezeichnete Lichtbilder schmücken den Band.

Zum schweizerischen Volkstum gehört gewiß ein Stück Schweizerhumor, und es mußte locken, solch ein Stück in einem Buche einzufangen. Martin Hürlimann hat das unternommen in seinem Bande «Schweizer Humor in Vers, Prosa und Zeichnungen» (Atlantis, Zürich). Eine Sammlung hauptsächlich des literarischen Humors und der Satire in der Art des «Fröhlichen Buches» von Avenarius. Es bringt Leseproben von den beiden I. R. Wyss und Gotthelf bis zu Keller, Spitteler und Dominik Müller und humoristische Zeichnungen von Holbein bis zu den Nebelpalterkarikaturisten von heute. Sicherlich eine vielseitige Auswahl, aber der Abstand zwischen der Kunst Holbeins und den Witzbildern der letzten Zeiten ist doch etwas kraß. Und ob Keller und Gotthelf ihre Freude gehabt hätten an der nationalen Selbstverspottung, wie sie die Karikaturen «Der Neutrale» oder «Herr Winkelried 1939» darstellen? Nicht alles, was den Tag unterhält, will sich in ein Buch der Repräsentation («Schweizer Humor») schicken. Im ganzen: ein Buch des wissenden Lächelns für unsere Bildungsschichten.

Eine gehaltvolle kleine Schrift verdient in dieser Reihe noch erwähnt zu werden: «Die Poesie in der Kinderstube» von Josef Reinhart (Francke, Bern). Sie weist mit eindringender Wärme hin auf «das kostbare Seelengut der Jugend», das ihr in dem

³⁾ Katharina Waldisberg: Das ferne Land. Märchen. Francke, Bern.

⁴⁾ Jakob Streit: Kindheitslegenden. Troxler, Bern 1946.

ablenkenden Lärm der Zeit und ihrer zivilisatorischen Errungenschaften verloren zu gehen droht. «Was mir als das Verhängnisvollste an der Wirkung unserer modernen Zivilisation erscheint», sagt Reinhart treffend, «das ist die Zerstörung des Kindlichen im Kinde; wie die Großstadtflut noch immer weiter dringt mit ihrer Mode, so dringt noch immer tiefer hinab ins Kindesalter der Geist des Erwachsenen, der Geist des Zweckhaften, des Streberiums, der Blasiertheit und des Spottes... Dürfte man nicht von einem Jahrhundert der Unkindlichkeit sprechen?» Und er ruft die Mütter auf, dem Kinde sein Paradies zu erhalten mit eigenem Erzählen und Singen vertrauter Klänge (nicht nur mit dem bequemen Anstellen der Radiomusik!). Das Lied, das klassische Märchen, die biblische Geschichte in veredelter Mundart, sie sind geeignet, die Seele des Kindes emporzuheben aus *seinem* beschwerenden Alltag. So wird ihm «ein ewiger Besitz» zuteil, «den keine Armut, nicht Einsamkeit und Alter rauben kann, das Schönheitsland der Poesie».

Arnold Büchli.

Aus dem verschwundenen Basel

Le stil c'est l'homme. Der Autor des vorliegenden Buches sagt, daß die einzelnen Kapitel für den Basler Volksboten geschrieben worden sind *). In der Buchausgabe ist es ihm trotz leichter Überarbeitung nicht gelungen, «die seiner Erzählungsweise anhaftende Kalendersprache gänzlich zu unterdrücken. Jetzt erst merkt er es, wie seine Sprache hie und da unversehens unter den Bann des lieben alten Hebels geraten ist; dieser bleibt ja auf alle Zeiten mit seinem Rheinländischen Hausfreund das unerreichte Vorbild jedes Kalendermannes». Wir sind dem Verfasser dankbar, daß er in der Buchausgabe nur wenig geändert hat. Sein Deutsch ist ein prächtiges Musterbeispiel des gepflegten Baselhochdeutsch. Es geht im Zackzack durch die Jahrhunderte, vom frühen Mittelalter bis in die 1870er Jahre. Der Verfasser stellt sich ernstlich die Aufgabe, «Einblicke in das vor der großen Welt meist ängstlich verborgene Innenleben des alten Basels zu geben». Niemand ist dazu besser berufen als der Verfasser, der, selbst ein Sproß eines vielverzweigten Basler Geschlechtes, von Jugend auf liebevoll zusammengetragen hat, was ihm an Geschichte und Tradition überliefert worden ist. Seine Liebe zu der Vaterstadt, seine wissenschaftliche Verantwortung, sein Wunsch, Vergangenes lebendig zu erhalten und der heutigen Generation weiterzugeben, haben ihn bewogen, alles zu sammeln, was einer strengen Prüfung standhielt. So ist ein prächtiger Band über Basel entstanden, der durch die zahlreichen und vorzüglich ausgewählten Bilder nicht nur dem Basler, sondern jedem, der sich für Schweizergeschichte interessiert, fesseln wird, und in liebenswürdigster Form wertvolle Sittenbilder auf dem Hintergrunde der Jahrhunderte überliefert.

Johanna Von der Mühl.

Das nationale Jahrbuch «Die Schweiz» 1946

Zu Beginn des ersten Weltkrieges ist die Neue Helvetische Gesellschaft gegründet worden, die, in Wiederaufnahme des Gedankengutes des am 3. Mai 1761 ins Leben gerufenen Schinznacher Vereins, dazu beitragen will, das nationale Erbgut zu wahren und der Schweiz eine würdige Zukunft zu sichern. Auch während des zweiten Weltkrieges war die Neue Helvetische Gesellschaft emsig bestrebt, die Würde unseres Landes nach besten Kräften zu erhalten. Ihr lebenskräftiges Organ ist das *Jahrbuch «Die Schweiz»*, das heute im siebzehnten stattlichen Bande vorliegt und bestrebt ist, politische, soziale und kulturelle Zukunftsaufgaben abzumessen und abzuklären ¹⁾.

In diesem umsichtig zusammengetragenen Kompendium nationaler Gedanken kommen Schweizer der verschiedenen Landesgegenden, Sprachen und Konfessionen zum Worte. Und wie schon die Männer der alten Helvetischen Gesellschaft, die das Augenmerk über alle Trennungen hinweg auf das Ganze richteten, sind auch sie der Meinung, daß nur der Wille zur Verständigung und ernste Zusammenarbeit unserem

*) Daniel Burzkhhardt-Werthemann: Bilder und Stimmungen aus dem verschwundenen Basel. Reinhart, Basel 1946.

¹⁾ Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch. 1946. Herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Im Selbstverlag, Zürich 1946.

demokratischen Staatswesen dienen können. Der Weg der eidgenössischen Zukunft wird in gewichtigen Beiträgen des neuen Jahrbuches zu zeichnen versucht. In einem ausgezeichneten Exposé «La Suisse et la Charte de San Francisco» antwortet Professor *William Rappard* auf die Frage, welchen Weg wir beschreiten müssen, um, unter Wahrung unserer Integrität, im Aufbau der neuen Völkergemeinschaft einen würdigen Platz einzunehmen. Über die schweizerische Außenpolitik der Nachkriegszeit äußern sich Professor *Jean de la Harpe*, sowie die Nationalräte *Hans Oprecht* und *Rolf Bühler*. Inlandsprobleme schneiden Dr. *Werner Kägi* und Dr. *Karl Weber* an. Geistige und kulturelle Fragen behandeln Professor Dr. *Gottfried Bohnenblust*, der sich in einem interessanten Beitrag unserem Verhältnis zu Deutschland zuwendet, *Gerhard Schürch*, *Elisabeth Thommen* u. a. Sodann steuert *L. Maire* einen bemerkenswerten Aufsatz über «L'organisation sociale du travail» bei. Daß im Jahre 1946 auch Pestalozzis, eines der regsten Mitglieder der alten Helvetischen Gesellschaft, gedacht wird, versteht sich am Rande. Es geschieht dies durch Ausführungen von *Louis Meylan* über das Institut von Yverdon als Urbild der neuen Schulen. Nekrologie über Ständerat Dr. *Gottfried Keller*, *Antoine Vodoz*, *Heinrich Wölfflin* und Mgr. *Marius Besson*, die schweizerische Jahres- und die kulturelle Chronik bilden den Schluß des wertvollen Bandes.

Die bloße Aufzählung der wichtigsten Beiträge gibt dem Leser einen Begriff von der Reichhaltigkeit des neuen nationalen Jahrbuches, für das wiederum Dr. *A. Lätt* als verantwortlicher Redaktor zeichnet.
Otto Zinniker.

Gotthelf — G. Keller — Spitteler

Gotthelf und die Romantik

Noch immer ist das Rätsel «Gotthelf» nicht geklärt — Volksschriftsteller oder Naturgenie, Idylliker oder Magier, christlicher Pfarrer und Erzieher oder urzeitlicher Druide? Nach verschiedenen Einzeluntersuchungen der letzten Zeit (Guggisberg, Pletscher, Bänziger, Fehr) wird von Salfinger auf breiter Basis das *literarhistorische Problem* aufgerollt¹⁾. Das inkommensurable Wesen Gotthelfs ist ja gerade für die Literarhistoriker peinlich: ist es wirklich so, daß ihre Kategorien vor dem Wunder des wirklichen, aus einem «Jahrtausend» schaffenden Dichters zerbrechen, daß nur die «Literatur», die dem bloßen Jahrhundert verpflichtete Bildungs-dichtung (zu der dann auch Keller und Stifter gehören), historisch zugänglich ist? Salfingers Ergebnis bedeutet da eine Rettung für die Ehre der Literaturwissenschaft. Gotthelfs Stellung zur Literatur — d. h. eben speziell zur Romantik — ist tatsächlich auch in einem negativen Sinne gestört. Wo bei Keller und Stifter die Überwindung der Romantik in klarer und grundsätzlicher Weise sich vollzieht, da bleibt durchs ganze Werk Gotthelfs hindurch eine Störung, eine Inkonsistenz, ein Bruch; dieser Bruch ist nicht als fruchtbare Spannung oder dergleichen zu polarisieren, sondern muß ehrlicherweise als Stilmangel, als bildungs- und kunstmäßiges ästhetisches Minus anerkannt werden. Auch läßt sich erst daraus die widerspruchsvolle Geschichte von Gotthelfs Ruhm richtig begreifen. Es ist ein Bruch zwischen dem romantischen Stilideal des bernischen Landpfarrers, der am Rand des deutschen Sprachgebiets den Vorbildern einer abgeleiteten, populären Romantik verpflichtet ist (Almanachliteratur der «Alpenrosen», dann *Jean Paul*, *Kerner*, *Scott*) und der vor allem auch die volkstümliche Verehrung der damaligen Schweiz für den pathetischen Idealstil Schillers teilt, und anderseits dem eigenen Wollen und Können, das auf eine Objektivierung, eine «realistische» Einordnung des Menschen ins Lebensganze und unter die Ordnungen des christlichen Gottes drängt. Es ist eine unglückliche Liebe Gotthelfs zur Romantik, die für ihn die Literatur war. Sie äußert sich in seiner pathetisch-sentimentalen Manier, die mit ihren rhetorischen Figuren und ihrer blumenreichen Sprache immer dort auftritt, wo Gotthelf poetisch werden will. Wie unbefriedigt dabei sein künstlerisches Gewissen blieb, zeigt die gelegentliche Verhöhnung und Persiflierung dieses Stils, den er unbedenklich auf Schritt und Tritt selber verwendet. Der Zwiespalt zeigt sich auch in dem Auseinandertreten der beiden Werk-

¹⁾ Theodor Salfinger: Gotthelf und die Romantik. Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, Nr. 3. Herausgegeben von Friedrich Ranke und Walter Muschg. Schwabe, Basel 1945.

gruppen der Bauernerzählungen und der «romantischen» und literarisch ehrgeizigen Dichtungen wie der «Sylvestertraum», der «Druide» und die übrigen historischen Erzählungen. Als das Werk, in welchem schließlich doch ein großartiger Ausgleich gelungen ist, tritt auch hier die «Schwarze Spinne» in den Vordergrund. Er ist nicht zuletzt ermöglicht durch die genial vertiefte Rahmentechnik; Salfinger weist nach, wie Rahmen und eingelegte Erzählung bis in die geheimsten Motive aufeinander bezogen sind, wie speziell bei den Nöten der Gotte, die den Namen des Täuflings vergessen hat, die Thematik der Spinnenerzählung im Spiele ist, aber positiv gelöst. In der «Schwarzen Spinne» — und es wäre auch im Annebäbi zu zeigen — gelingt das Höchste, der Einbau des Romantischen in die neue «realistische», geordnete Welt und damit auch die Überwindung des Dämonischen, das von Anfang an viel tiefer ging, als es die idealistische Romantik verstehen konnte. Damit rückt Gotthelf überraschend in die Nähe Adalbert Stifters. Man wird die weiteren Interpretationen, die Salfinger verspricht und die den Gotthelfschen Willen zur Totalität dem romantischen Willen zum Absoluten entgegenstellen werden, mit großem Interesse erwarten.

A r b e i t a n d e r G o t t f r i e d K e l l e r - A u s g a b e

Die Wichtigkeit und Schönheit herausgeberischer Arbeit an dichterischen Texten ist heute wieder stärker zum Bewußtsein gekommen. Man weiß wieder, daß es im Zusammenhang eines Dichtwerks keine Zufälligkeiten gibt; in einer scheinbar nebenschälichen Lautform, ja in einem Satzzeichen kann die ganze Welt eines Dichters zur Diskussion stehen. Auch wenn die Schönheit eines Werks noch in der Entstellung, ja selbst im ruinierten Zustand unzweifelhaft durchbricht, bleibt es die treuhänderische Pflicht des Philologen, die reine Gestalt zu wahren und als zuverlässigen Besitz sicherzustellen. Diese Aufgabe verlangt — ganz abgesehen von einführendem Takt und sicherem Wissen — ein seltes Maß von Treue, Bescheidenheit und Disziplin.

Der Bericht Carl Helblings von der behutsamen und doch leidenschaftlichen und mit mancherlei Gefahren umgebenen Arbeit hat den echten Zauber aller ehrlichen Arbeitsberichte. Es läßt sich keine bessere Einführung in die «Stimmung» und auch in das Wesen dieser heimlichen Kunst eines Textkritikers denken. Besondere Bedeutung erhält die Schrift noch durch ihren Gegenstand: das Werk Kellers. Nach den beschämenden Auseinandersetzungen um das Schicksal der stockenden Ausgabe haben bereits die neuen Bände gezeigt, in welch guten Händen die Fortführung des von Fränkel begonnenen Werkes liegt. Diese Freude wird durch Helblings Rechenschaftsbericht, der mit vorbildlichem Anstand alle Polemik zugunsten der Sache vermeidet, aufs schönste bestätigt²⁾.

D e r j u n g e S p i t t e l e r

Im Moment, da die nicht unbelasteten Beziehungen des Dichters zum Land und zum Volk seiner schweizerischen Heimat besonders zur Diskussion stehen, leistet Bohnenblsts große Rede einen wesentlichen Beitrag³⁾. Der Dichter der «Seele», dessen Visionen im mythischen Blau des olympischen Himmels erscheinen, zieht Kräfte aus jenen untergründigen Schichten, da Traum und Heimatlandschaft noch ganz ineinanderweben, vorab aus den Jugendjahren in Liestal. Für Spitteler selbst ist darum die autobiographische Selbstschau wichtig gewesen, für uns kann die Kenntnis seiner Jugendzeit erst recht Liebe und Verständnis fürs spätere Werk erschließen. Zu den «Frühesten Erlebnissen» hinzu kommt aus dem Nachlaß das sehr bedeutende «Entscheidende Jahr» (d. h. 1861/62), das von der «hohen Liebe» und dem kühnen und plötzlichen Entschluß des jungen Menschen zur Dichtung berichtet. Aus diesen und andern meist ungedruckten Quellen zeichnet Bohnenblst als Freund und Anwalt den spannungsreichen Gang des jungen Spitteler. Er führt von Liestal über Bern wieder nach Liestal, vom theologischen zum dichterischen Ringen, das sich über Saul und Herakles schließlich zum Prometheus (Heidelberg bringt 1867

²⁾ Carl Helbling: Arbeit an der Gottfried Keller-Ausgabe. Benteli, Bern-Bümpliz 1945.

³⁾ Gottfried Bohnenblst: Der junge Spitteler. Artemis-Verlag, Zürich 1945.

die ersten Spuren) vorkämpft. Die Rede lässt den späteren Bänden der Gesamtausgabe, vor allem dem sechsten mit den autobiographischen Schriften, mit Spannung entgegensehen.

Max Wehrli.

Berner Heimatbücher

Sieben nach ihrem Inhalt sehr verschiedene Hefte der *Berner Heimatbücher*, alle im Verlag *Haupt* in Bern erschienen, seien hier der Beachtung empfohlen.

Margrit Matti-Steudler führt uns die Haslitracht als die «eigenartigste Tracht im Kanton Bern» vor Augen. Sorgfältig ausgewählte Bilder geben uns einen Begriff vom Reichtum der Formen und von der Zweckmäßigkeit der einzelnen Kleidungsstücke. Wort und Bild vermitteln zudem über das engbegrenzte Stoffgebiet hinaus einen interessanten Ausschnitt aus der Kultur dieses werkigen und munteren Bergbäuerinnenschlages¹⁾.

Walter Laedrach legt in seinem *Gotthelfbändchen* vorerst allen Kennern und Verehrern des großen Bernerdichters eine willkommene Gabe vor. Das Lützelflüh-Pfarrhaus als Wohn- und Arbeitsstätte des Dichters, aber auch die Umwelt, die ihm vielfach den Stoff zu seinen Erzählungen lieferte, werden uns in guten Lichtbildern gezeigt. Der Text bildet eine willkommene Ergänzung zu der schon vorhandenen Gotthelfliteratur, wird aber zugleich auch dem Leser, der hier zum ersten Mal dem Leben und Wirken Gotthelfs begegnet, ein anschaulich abgerundetes Bild des Dichters zu vermitteln²⁾.

In die landschaftlichen Schönheiten und die kulturelle Eigenart des *Saanenlandes* führt uns *Robert Marti-Wehren* ein mit einer Auswahl ganz hervorragend schöner, scharfer Bilder (lauter Eigenaufnahmen) und mit erläuterndem Text, der auf gründlichster Kenntnis des Gegenstandes beruht. Die im Textteil eingestreuten anmutigen Scherenschnitte stammen vom Saanenkünstler J. J. Hauswirth (1808—1871)³⁾.

Der *Jungfrau* ist ein weiteres Heft gewidmet mit einleitendem Text und Bild-erklärungen von *Hans Michel*. Das gewaltige Massiv mit seinen klassisch schönen Formen wird uns bald als Ganzes, bald in seinen Teilen gezeigt, und wir bekommen einen Begriff von Lockung und Gefahr der Besteigung. Der Text erzählt überdies von Herkunft und Deutung des Namens und von der Rolle, welche die Jungfrau in Sage und Geschichte spielt. Der Abschnitt über den erdgeschichtlichen Aufbau ist von *Franz Müller, Meiringen*⁴⁾.

Ins *Ober-Emmental* führt *Karl Uetz* ein und ergänzt so in verdienstlicher Weise die früheren Heimatbücher, die sich mit dem Emmental befassen. Die außerordentlich mannigfaltige Bilderauswahl (auch viele Winterbilder) veranschaulicht Landschaft und Wohnkultur und zeigt den Ober-Emmentaler bei Arbeit und Erholung. Der Text, in dem noch eine Reihe reizvoller Federzeichnungen des Verfassers eingestreut sind, erzählt dazu ergänzend von Lebensweise, von Humor und Glauben dieses «verschlössenen und doch so hilfsbereiten» Menschenschlages⁵⁾.

«Vergangenheit und Gegenwart einer kleinen Stadt» schildert *Paul de Quervain* in seinem *Neuenstadter-Heft*. In schöner Geschlossenheit des Aufbaus wird in Wort und Bild berichtet von der Entwicklung dieses kleinen Gemeinwesens vom politischen, kulturellen und kirchlichen Gesichtspunkt aus. Das malerische Städtebild mit seinen Türmen, Toren, Brunnen, mit seinem gediogen ausgestatteten Rathaussaal und der freskengeschmückten Blanche Eglise ist in vielgestaltigen Teilaufnahmen festgehalten und im Textteil erläutert⁶⁾.

Das jüngst erschienene Heimatbuch von *Albin Fringeli* macht mit dem *Amt Laufen* bekannt. Ein Stück Grenzgebiet unseres Kantons ist hier in Wort und Bild

¹⁾ Margrit Matti-Steudler: Die Haslitracht. Nr. 8 der Berner Heimatbücher.

²⁾ Walter Laedrach: Jeremias Gotthelf in Lützelflüh. Nr. 9 der Berner Heimatbücher.

³⁾ Robert Marti-Wehren: Im Saanenland. Nr. 12 der Berner Heimatbücher.

⁴⁾ Hans Michel: Die Jungfrau. Nr. 25 der Berner Heimatbücher.

⁵⁾ Karl Uetz: Das Ober-Emmental. Nr. 26 der Berner Heimatbücher.

⁶⁾ Paul de Quervain: Neuenstadt. Nr. 27 der Berner Heimatbücher.

eingefangen, das landschaftlich und geschichtlich den Zusammenhang erkennen lässt mit der großen Welt und ihren Geschicken, in die unsere kleine Schweiz eingebettet ist. Die Bilder in ihrer weichen Tönung vermitteln den Reiz dieser Kleinstadt-, Dorf- und Waldromantik, die unmerklich in die weite Fremde hinüberfließt^{7).}

Jedes der sieben Hefte weist eine originelle Umschlagzeichnung von *Eugen Jordi* auf.

Helene von Lerber.

Küste des Lebens

Da der Buchtitel wohl nach Goethe auf dichterische Perlen hinweisen will, die die Brandung der Leidenschaft an des Lebens verödeten Strand auswirft, greift man sinnend nach dem auch äußerlich umfangreichen Band, der eigenes Erleben und eine ursprüngliche dichterische Begabung bezeugt^{*}).

Trotzdem macht uns Huber den Zugang zu seiner Lyrik durch eine doppelte, dabei widerspruchsvolle Eigenart seines Stiles nicht immer leicht: in Reimen und Bildern nämlich verfährt er während, oft geradezu wählerisch; in grammatischer Hinsicht hingegen stellt er die übliche Wortfolge nicht selten fast hemmungslos um, wie dies sonst nur unbekümmerte Anfänger tun, mit andern Worten: Inversionen verursachen dem Dichter keinerlei Beklemmungen, vielleicht nicht einmal die folgende: «Langsam sank zurück wie einer er, den kühl der Tod empfing». Um so gewählter ist Helmut Huber, wie bereits gesagt wurde, in manchen Reimen wie: «Rätselsilben» und «Astilben», «Phänomen» und «wen», oder — etwas weniger glücklich — «Spiel» und «Beryll». Und wie herrlich gekonnt ist folgendes Bild: «Nun greift der Mond nach deinem blauen Leibe ... und malt, als ob er Silberstaub zerreiße» oder «O Herr, laß mich die goldne Schale sein, aus der du schöpfst für einen Stern den Glanz, den Tau für eine Rose vor dem Wind des Sommermorgens ...». Um so weniger freilich hätte es Helmut Huber nötig, mit so vielen die uns schon allzuvertrauten, trotz ihres Raffinements schon traditionell und in künftigen Nachahmern wohl fast trivial werdenden Sprachspuren und Sprachkünste Rilkes nachzutreten wie in dem einen Gedicht an einen Blinden:

«Er schweigt; nur seine blassen Hände leiten
Mit einer Sprache unverbrauchter Worte,
Und stellen sie wie eine scheue Pforte
Vor seiner Augen innern Garten ... breiten
Sich über Dinge hin, die er gesehn
In einer Welt, die wir erraten müssen.
Und ob er geht mit kaum gesetzten Füßen,
Fühlt er die Dinge durch die Hände gehn».

Solche, von fremder Seite erborgte Feinnervigkeiten können freilich den Leser auf die Dauer doch nicht von der Ursprünglichkeit mancher Eindrücke und Gefühle Helmut Hubers ablenken; es wäre auch schade, da sie in Zeilen wie «O dies Gesicht! so fremd, geheim, verhängt, wie Winterwald aus Nebeln dämmernd steigt» oder in der erschütternden Frage über einen sterbenden Falter: «Wo soll der Tod mit soviel Schönheit hin?» ihren Ausdruck durchaus in sich selbst haben.

Max Geilinger.

⁷⁾ Albin Fringeli: Das Amt Laufen. Nr. 29 der Berner Heimatbücher.

^{*}) Helmut Huber: Küste des Lebens. Gedichte. Francke, Bern 1946.